

EVAN OSNOS

**„MEIN
WÜTENDES
LAND**

**EINE REISE DURCH DIE
GESPALTENEN STAATEN
VON AMERIKA**

SUHRKAMP

SV

Evan Osnos
MEIN WÜTENDES LAND

Eine Reise durch die gespaltenen Staaten
von Amerika

Aus dem Englischen von Stephan Gebauer

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Wildland. The Making of America's Fury bei Farrar, Straus and
Giroux (New York).



Erste Auflage 2022

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

© 2021 by Evan Osnos

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43088-0

www.suhrkamp.de

INHALT

Vorwort	9
1 Das Goldene Dreieck	27
2 Gedanken und Gebete	52
3 Juwel der Hügel	79
4 Mud City	106
5 Alle tun es – Betrachtungsweise 1	133
6 Alle tun es – Betrachtungsweise 2	158
7 Diese Leute	177
8 Sich zudröhnen	203
9 Macht kaufen	225
10 Feige Arschlöcher	249
11 Es riecht nach Freiheit	275
12 Aus dem Schlummer gerissen	303
13 Die Maschine wird zerlegt	335
14 Gefechtsbereit	362
15 Radikale Eigenständigkeit	391
16 Zweifel an den Tatsachen	416
17 Die Antikörper	447
18 Gesichtlos	479
19 Müssen wir ins Gefängnis, Papa?	508
20 Das Feuer wütet	534
21 Seht das Land	559

<i>Danksagung</i>	577
<i>Quellenhinweise</i>	581
<i>Personenregister</i>	617
<i>Sachregister</i>	629

Für Oliver und Rose

Wir sehen die Welt Stück für Stück, als Sonne, Mond, Tier, Baum, aber das Ganze, dessen schimmernde Teile sie sind, ist die Seele.

Ralph Waldo Emerson, »The Over-Soul«, 1841

Es folgte das, was durchweg folgt, wenn das Gewissen gefoltert wird. Obwohl es sich der Unausweichlichkeit dessen, was es fürchtet oder hasst, bewusst ist, sucht es Zuflucht in dem, was es erhoffen – oder sich zumindest vorstellen kann.

Theodore Dreiser, *Eine amerikanische Tragödie*, 1925

VORWORT

Potter Valley, Kalifornien
27. Juli 2018

Auf einem Hügel drei Autostunden nördlich von San Francisco wanderte ein Rancher durch das raschelnde goldgelbe Gras einer Wiese. Glenn Kile lebte in einem Landstrich im Westen der Vereinigten Staaten, der von der Natur derart gesegnet ist, dass die Indianer ihm den Namen »Ba-lo Kai« gegeben haben – das grünende Tal. Doch an diesem Tag war es ein erbarungsloses Tal. Die Temperatur lag bei fast 40 Grad Celsius im Schatten, und die extreme Hitze dauerte schon seit Tagen an. Die heißesten Sommer in der Geschichte Kaliforniens waren alle in den letzten zwei Jahrzehnten registriert worden, und auf den Feldern im grünenden Tal roch es nach trockenem Stroh.

Etwa 30 Meter von seinem Haus entfernt blieb der Rancher bei einem kleinen Loch im schwarzgrauen Boden stehen. Es war der Eingang zu einem unterirdischen Wespennest. Er holte einen Stahlhammer und trieb eine rostige Eisenstange in das Loch, um es zu verschließen. Als Metall auf Metall traf, flog ein Funke, der Funke flog ins Gras, und das Gras fing Feuer. Der Rancher versuchte mit dem Fuß, die Flammen mit Erde zu ersticken, aber die Hitze dieses schlimmen Sommers hatte das Erdreich zu Stein gebacken. Kile probierte, das Feuer mit einem alten Trampolin zu ersticken, aber das trockene Gewebe fing

ebenfalls Feuer. Kile wollte das Feuer mit Wasser löschen, aber der Gummischlauch schmolz. Als der Rancher ins Haus lief, um die Feuerwehr zu Hilfe zu rufen, konnte er den Lauf der Geschichte nicht mehr ändern. Innerhalb einer halben Stunde hatte das Inferno 20 Morgen Land verschlungen und wälzte sich auf die ausgedörrten Wälder und verstreuten Häuser am Horizont zu. Die Feuerwehrleute bezeichnen diese Gegend als »Wildland« – ein mit nahezu perfektem Zündholz bedecktes Gebiet, das eher ein Zustand als ein Ort ist.

Der von Glenn Kile geschlagene Funke löste den bis dahin größten Waldbrand in der Geschichte Kaliforniens aus, doch dieser Rekord sollte bald gebrochen werden – und dann ein weiteres Mal. Der Flächenbrand, der die Bezeichnung »Mendocino Complex Fire« erhielt, wütete einen Monat lang – dieses Triebwerk aus Wind und Flammen verschlang eine Fläche, die doppelt so groß war wie die von New York City. Es war ein Meilenstein in den Annalen der Erderwärmung. Als das Inferno endlich vorüber war, gelangten die kalifornischen Behörden zu dem Ergebnis, dass der Rancher Glenn Kile nicht für die Katastrophe verantwortlich war. Er hatte den Funken entzündet, aber die wirklichen Ursachen der Katastrophe lagen tiefer. Das Feuer war Ausdruck von Kräften, die sich seit Jahrzehnten sammelten.

Diese Geschichte erinnerte mich an ein politisches Bonmot aus einem Buch von Mao Tse-tung. »Aus einem Funken kann ein Steppenbrand entstehen«, schrieb Mao. Er wusste wenig über die Vereinigten Staaten, aber mit den brutalen Wahrheiten der Politik war er vertraut. Als ich in der Regierungszeit Donald Trumps in Washington lebte, musste ich oft an das Bild der Landschaft denken, in der ein Flächenbrand bevorsteht. Manchmal wirkte es wie eine Metapher, manchmal wie eine Tatsachenbeschreibung. Aber am Ende deutete ich es anders, nämlich als eine Parabel auf eine Zeit in der amerikanischen Geschichte, in der das Land und die Menschen einander als Spie-

gelbilder ihrer Wut dienten. Ich wollte herausfinden, wie es dazu gekommen war und was diese Zeit uns hinterlassen würde.

Die Amerikaner zählen zu den rastlosesten Völkern auf der Erde. In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts packte jedes Jahr ein Fünftel der amerikanischen Bevölkerung seine Siebensachen und brach auf, um sich anderswo einen Ehepartner, einen Arbeitsplatz oder ein Haus mit Garten in einem Vorort zu suchen. Meine eigene Familie machte es auch so. Mein Vater kam im Jahr 1944 als Flüchtling in die Vereinigten Staaten; er war als Sohn jüdischer Eltern in Indien zur Welt gekommen und musste im Weltkrieg mit seiner Familie aus Polen fliehen. Meine Mutter wurde in Marokko geboren, sie war die Tochter amerikanischer Diplomaten aus Chicago. Meine Eltern lernten sich während des Vietnamkriegs in Saigon kennen, wo meine Mutter für eine Hilfsorganisation und mein Vater als Zeitungsjournalist arbeitete. Als die beiden in die Vereinigten Staaten zurückkehrten, um zu heiraten, hatte der Anlass einen sehr amerikanischen Eklektizismus an sich: Ein in Indien geborener Jude und eine in Marokko geborene angelsächsische Protestantin gaben einander auf einem Standesamt in Michigan das Jawort.

Ich verließ die Vereinigten Staaten gut ein Jahr nach dem Terrorangriff am 11. September 2001. Das Land bereitete sich auf den Krieg gegen den Irak vor, und ich berichtete aus Bagdad, Kairo und von anderen Orten im Nahen Osten. Einige Jahre später ging ich nach Peking, wo ich Sarabeth Berman aus Massachusetts kennenlernte, die als Theater- und Tanzproduzentin ins Ausland gegangen war. Wir heirateten und entschlossen uns schließlich zur Heimkehr. Wenn wir zu lange im Ausland blieben, meinte Sarabeth, würde es uns am Ende schwerfallen, überhaupt in unser Heimatland zurückzukehren.

Im Jahr 2013 machten wir uns daran, unseren Umzug nach Washington zu planen. In den Jahren im Ausland hatten wir die globale Reaktion auf Barack Obamas Wahlsieg beobachtet – der mancherorts Begeisterung und andernorts Besorgnis geweckt hatte –, aber wir wussten nicht viel darüber, was seine Präsidentschaft für die Amerikaner selbst bedeutete. Ich hatte den Wahlabend im November 2008 umgeben von neugierigen Chinesen im Fernsehen verfolgt. Die Aussicht auf einen Schwarzen im Weißen Haus weckte überall ein Gefühl großer Möglichkeiten, vor allem bei Menschen, die sich noch daran erinnern konnten, dass die Vereinigten Staaten ihnen einst nach Maßgabe des Chinese Exclusion Act die Einreise verweigert hatten. Als Obama tatsächlich siegte, stieß Wang Chong, ein chinesischer Journalist, der neben mir stand, einen kleinen Jubelschrei aus. »Die ethnische Diskriminierung ist im Denken der Chinesen tief verankert«, sagte er.

Eine Heimkehr verspricht immer die Möglichkeit, den eigenen Herkunftsort mit neuen Augen zu sehen. Der Autor John Gunther kehrte in den vierziger Jahren in die Vereinigten Staaten zurück, nachdem er aus Europa über den Weltkrieg berichtet hatte. Manchmal, schrieb er in seinem 1947 veröffentlichten Buch *Inside U. S. A.*, fühlte er sich wie »ein Marsmensch«. Gunther reagierte irritiert auf einige Wesenszüge seiner Heimat: Die rassistische Segregation im Süden, schrieb er, habe Ghettos geschaffen, die schlimmer seien »als alles, was ich in Europa gesehen habe, das Warschauer Ghetto inbegriffen«. Andere Eigenschaften des Landes erfüllten ihn mit Freude. Auf seinen Reisen durch die Vereinigten Staaten fragte er die Leute: »Woran glauben Sie am meisten?« Ihre Antworten: an Arbeit, Kinder, Thomas Jefferson, Gott, die Goldene Regel, den Satz des Pythagoras, hohe Zölle, niedrige Zölle, günstigere Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, Glück, gute Straßen, Santa Claus. Aber die häufigste Antwort war: »An die Menschen, wenn man ihnen eine faire Chance gibt.«

Am 7. Juli 2013 landeten Sarabeth und ich am Dulles International Airport in Washington, D. C. Bei der Passkontrolle nahm ich eine Broschüre mit, die den Titel »Willkommen in den Vereinigten Staaten« trug. Sie wurde von der Behörde für Zoll und Grenzschutz herausgegeben; das Titelblatt zierte ein Foto vom Washington Monument mit blühenden Kirschbäumen. Der erste Satz in der Broschüre lautete: »Wir freuen uns, dass Sie sich entschlossen haben, in die Vereinigten Staaten zu kommen, um das Land zu besuchen oder hier zu studieren, zu arbeiten oder zu leben.«

Wir blieben einige Wochen bei meinen Schwiegereltern, die in einem Vorort von Washington in einer beschaulichen Straße wohnten. Es war ein verblüffender Kontrast zu einer Gasse in Peking, wo Straßenverkäufer brüllend anboten, dir die Küchenmesser zu schleifen, das Horoskop zu lesen oder dein Haar für eine Perückenfabrik zu kaufen.

Auf der Anzeigenwebsite Craigslist fanden wir ein Reihenhäus in Washington, in dem wir uns einmieteten. Wir genossen den kleinen Luxus, den wir in China vermisst hatten: trinkbares Leitungswasser, saubere Luft, eine Spülmaschine. In den wohlhabendsten Stadtteilen hatte man den Eindruck, als würden sämtliche Einwohner joggen oder dem Power-Walking frönen. Hingegen litten die ärmsten Gegenden Washingtons, die Wards 7 und 8, unter Arbeitslosenraten, die zu den höchsten im urbanen Amerika zählten. Sie befanden sich gleich gegenüber vom Capitol Hill am anderen Ufer des Anacostia River, aber es lagen Welten zwischen dem armen und dem reichen Washington. Im Jahr 2013 war eine weiße Durchschnittsfamilie in Washington 81 Mal reicher als eine Schwarze* Durchschnittsfamilie. Und die extreme Ungleichheit hatte gravierende Auswirkungen auf

* Das Adjektiv »schwarz« wird hier, dem US-amerikanischen Original folgend, immer dann groß geschrieben, wenn es im Zusammenhang mit nicht-weißen Menschen gebraucht wird. Die Großschreibung soll markieren, dass das Adjektiv nicht allein oder vor allem auf die Hautfarbe, sondern

die Gesellschaft. Im Jahr 2016 war die Lebenserwartung eines in Washington geborenen Kindes vier Jahre niedriger als die eines Kindes, das in Peking zur Welt kam – amerikanische Kinder würden im Durchschnitt 78 Jahre alt werden, chinesische 82 Jahre.

Ich begann, die Veränderungen in den Jahren meiner Abwesenheit zu registrieren, darunter auch winzige Details. Als ich am Schaufenster des Herrenausstatters Brooks Brothers vorbeikam, fiel mir auf, dass die Firma Anzüge anbot, an deren Revers bereits Anstecknadeln mit der amerikanischen Flagge angebracht waren. Ein Firmensprecher erklärte mir, auf diese Art werbe man für Anzüge aus amerikanischer Fertigung. Das Unternehmen hatte diese Praxis im Jahr 2007 eingeführt, nachdem die Republikaner Obama dafür gescholten hatten, dass er keinen Flaggenanstecker trug.

Andere Veränderungen waren derart einschneidend, dass es schwierig war, ihr tatsächliches Ausmaß einzuschätzen. Im Jahr 2013 überschritten die Vereinigten Staaten eine Schwelle in der langen Entwicklung von Einwanderung und Diversität: Zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte überstieg die Zahl der nichtweißen Neugeborenen jene der weißen. Anfangs machte sich die Differenz kaum bemerkbar, denn bei mehr als 3,8 Millionen Geburten in jenem Jahr überstieg die Zahl der nichtweißen Neugeborenen jene der weißen lediglich um 1000. Aber die Schere ging immer weiter auseinander. Als Sohn eines Flüchtlings empfand ich das als beflügelnd, als Beweis für die Erneuerung der Gesellschaft. Aber es war klar, dass viele Amerikaner anders dachten.

auf eine vielfältige Kultur und auch auf zugeschriebene Eigenschaften verweist (Anmerkung des deutschen Verlags).

Es verblüffte mich, wie umfassend sich die Menschen einigen dieser Veränderungen angepasst hatten. An einem Morgen wartete ich am Bahnhof auf einen Amtrak-Zug, als ich auf einem Bildschirm im Wartesaal eine Bekanntmachung sah. Sollte jemand das Feuer auf die Fahrgäste eröffnen, hieß es im Off-Kommentar, so sollten sie »die Flucht ergreifen« oder »in Deckung gehen«. Auf dem Bildschirm suchte ein weißhaariger Schauspieler in blauer Windjacke Schutz hinter einem Pfeiler. Nur wenn kein anderer Ausweg bliebe, so die Stimme, sollte man handeln: »Schreien Sie und suchen Sie in der Nähe nach Gegenständen einschließlich Ihrer eigenen Sachen, die Sie als improvisierte Waffen nach dem Angreifer werfen können.«

Es kam im Durchschnitt alle neun Wochen zu einem Amoklauf, das heißt fast drei Mal so oft wie ein Jahrzehnt früher. Das bedrückendste Massaker lag kaum ein halbes Jahr zurück: In Newtown in Connecticut hatte ein 21-Jähriger in der Sandy Hook Elementary School 20 Kinder und sechs Lehrer getötet. Aber in der amerikanischen Politik war dieses Ereignis bereits vergessen. Politiker hatten erklärt, in »Gedanken und Gebeten« bei den Opfern zu sein, aber im Kongress war ein Versuch gescheitert, die Waffengesetze zu verschärfen. Ich sah mich im Wartesaal um. Die Reisenden waren mit anderen Dingen beschäftigt. Ich fühlte mich wie Gunthers Marsmensch.

Die Amerikaner hatten sehr unterschiedlich auf das Trauma des 11. September reagiert. Nachdem die Al-Qaida-Terroristen die Flugzeuge in die Türme des World Trade Center gesteuert hatten, schrieb der Historiker Tony Judt: »Aus meinem Fenster in Manhattan sah ich, wie das 21. Jahrhundert begann.« Zwölf Jahre später hatte das Ereignis eine einzigartige Symbolkraft erlangt. In den Jahren, die seitdem vergangen waren, waren die Amerikaner mehr als doppelt so oft von rechtsextremen Terroristen wie von Islamisten attackiert worden, aber als Forscher im Jahr 2016 die Teilnehmer an einer Umfrage baten, den Bevölkerungsanteil der Muslime im Land zu schätzen, antworteten

die Befragten in ihrer Gesamtheit, dass jeder sechste Einwohner des Landes Muslim sei. Tatsächlich stellten die Muslime lediglich ein Hundertstel der Bevölkerung.

Seit 2001 hatte das Land in Afghanistan, im Irak und an anderen Orten militärisch interveniert und befand sich länger im Krieg als je zuvor in seiner Geschichte. Jene, die kämpften, machten weniger als ein halbes Prozent der amerikanischen Bevölkerung aus. Die meisten Amerikaner spürten kaum Auswirkungen der Kriege auf ihr Leben. Viele Amerikaner kamen mit der Realität des Kriegs am ehesten in Berührung, wenn sie jene heiteren Videos sahen, die von Lokalsendern am Ende der Nachrichten ausgestrahlt wurden und zeigten, wie Eltern, die in den Streitkräften dienten, in ein Klassenzimmer schlichen, um ihre Kinder zu überraschen. Es wurden derart viele solche Videos gedreht, dass ihnen schließlich auf YouTube ein eigener Kanal namens »ComingHomeTV« gewidmet wurde. Als ich im Internet nach diesen Videos suchte, schlug mir Google automatisch verschiedene Unterkategorien vor:

mit Familie wiedervereinte Soldaten
mit Ehefrau wiedervereinte Soldaten
mit Hund wiedervereinte Soldaten
heimkehrende Soldaten, die versuchen, die Tränen zurückzuhalten

Mir wurde klar, wie tief sich die Furcht in unser politisches Leben gefressen hatte. Bevor ich ins Ausland gegangen war, hatte ich in Clarksburg in West Virginia gelebt, einer Kleinstadt in den Appalachen, wo ich für die Lokalzeitung *The Exponent Telegram* gearbeitet hatte. Am Tag nach dem Terrorangriff auf das World Trade Center hatte die Redaktion ein demütiges Bekenntnis zum amerikanischen Selbstverständnis veröffentlicht:

»Eine Kleinstadtzeitung wird sich davor hüten, der Regierung vorzuschlagen, wie sie reagieren soll«, schrieb die Redaktion, aber eines müsse klar sein: »Wir sind eine freie Gesellschaft, die stolz ist auf ihre Vielfalt, den Austausch von Ideen und ihre Bereitschaft, abweichende Meinungen zu dulden.« Nachdem im selben Monat jemand in Princeton in West Virginia eine Moschee geschändet hatte – die Vandalen hatten das Bild eines Lynchmords auf die Mauer gesprüht und den Namen »Jamaal« dazugeschrieben –, versammelten sich die Nachbarn zu einer Kundgebung, um der muslimischen Gemeinde Rückhalt zu geben. Die Stadt war stolz auf diese Reaktion.

Aber im Jahr 2008 zeigte eine Umfrage, dass ein Fünftel der Einwohner West Virginias Obama für einen Muslim hielt, und die Zahl der Hassverbrechen, die nach 2001 zurückgegangen war, stieg nach Angabe des FBI wieder. Im Jahr 2013 wurde die Moschee in Princeton erneut geschändet, aber diesmal fiel die Reaktion der Anwohner zurückhaltender aus. Die Kirchen verurteilten den Angriff, aber der Sheriff erklärte, der Zwischenfall könne nicht als Hassverbrechen eingestuft werden. Muslime, die seit Generationen in West Virginia lebten, beschrieben ein wachsendes Gefühl der Isolation. Im Jahr 2015 sagte ein Arzt namens Hazem Ashraf in einem Interview: »Deine Loyalität, dein Wert als Person wird wegen etwas in Zweifel gezogen, das du nicht getan hast, so als wärst du kein vollwertiger Amerikaner, kein vollwertiger Bürger.« Er zitierte aus einem Lied des Singer-Songwriters Woody Guthrie: »This land is my land, this land is your land.« (Vier Jahre später hängt jemand bei einer Wahlveranstaltung der Republikaner im Kapitol von West Virginia ein Poster vom brennenden World Trade Center und ein Foto der Kongressabgeordneten Ilhan Omar aus Minnesota auf, einer der ersten Musliminnen im Kongress. Die Bildunterschrift lautete: »Ich bin der Beweis dafür, dass ihr vergessen habt.«)

Diese Risse waren Teil eines größeren Grabens, der sich durch die amerikanische Gesellschaft zog. Die Vereinigten Staaten hat-

ten die stärkste Volkswirtschaft der Welt, und das Medianeinkommen war höher denn je, aber Millionen Menschen mussten feststellen, dass ihr Lebensstandard stagnierte oder sank. In 27 Bundesstaaten war so wenig Geld für die Reparatur von Straßenschäden vorhanden, dass einige asphaltierte Straßen zu Sandstraßen zurückgebaut wurden. Gleichzeitig besaßen drei Männer – Bill Gates, Warren Buffett und Jeff Bezos – zusammen ein Vermögen, das größer war als das der gesamten unteren Hälfte der amerikanischen Bevölkerung. Bezos verdiente in jeder Stunde 149 353 Dollar – das war mehr, als der typische amerikanische Arbeitnehmer in drei Jahren verdiente.

Als Wissenschaftler über die verblüffende Tatsache berichteten, dass die Lebenserwartung der Amerikaner sank, hörte sich das wie ein nationales Problem an. Aber das war es nicht. Im McDowell County in West Virginia war die Lebenserwartung von Männern auf 64 Jahre gefallen, womit sie der im Irak entsprach. Im Fairfax County im benachbarten Virginia konnte ein Mann erwarten, 18 Jahre länger zu leben. Die Gegensätze zwischen den Lebensumständen verschiedener Bevölkerungsgruppen waren derart groß geworden, dass das bröckelnde gemeinsame Fundament das Gewicht der amerikanischen Institutionen nicht länger tragen konnte. Louis Brandeis, von 1916 bis 1939 der erste jüdische Richter am Obersten Gerichtshof, warnte im Gespräch mit einem Freund vor einem Zusammenbruch: »Wir können eine Demokratie haben, oder wir können Reichtum haben, der in den Händen einiger weniger gebündelt ist, aber wir können nicht beides haben.«

Die Vereinigten Staaten büßten nicht nur eine Geschichte ein, die sie sich über sich selbst erzählten, sondern sie büßten auch einen Wesenszug ein: die Fähigkeit, das Gemeinwohl anzustreben und an das zu glauben, was Martin Luther King vor Studierenden des Oberlin College als »gemeinsames Gewand des Schicksals« bezeichnete. Er sagte: »Alles, was sich direkt auf den Einzelnen auswirkt, wirkt sich indirekt auf alle anderen aus.«

80 Jahre nachdem Franklin D. Roosevelt die Versuchung durch die »Furcht an sich« beklagt hatte, leugneten die Amerikaner ihre Befürchtungen nicht, sondern sprachen sie aus und reagierten darauf. Die Kriminalität war auf einen historischen Tiefstand gesunken, aber die Zahl der Amerikaner, die sich eine Genehmigung beschafften, verdeckt eine Waffe zu tragen, hatte sich innerhalb von zwei Jahrzehnten fast verdreifacht und war auf 13 Millionen Menschen gestiegen – das waren mehr als zwölf Mal so viele, wie es Polizisten in den USA gab. Lange nachdem sich Obama für die Bemerkung entschuldigt hatte, die Wähler in den Kleinstädten klammerten sich »an Schusswaffen oder Religion«, wurden seine Worte nicht mehr als Beleidigung verstanden. Auf Waffenmessen wurden T-Shirts mit dem Slogan »Proud Bitter Clinger« (Stolzer verbitterter Klammerer) verkauft.

Ich fand ein Büro in Dupont Circle, von wo aus ich einen schönen Blick auf den imposanten Dom der St. Matthew's Cathedral hatte, das Zentrum der römisch-katholischen Kirche in Washington. Ich kannte die Kirche von den berühmten Fotos von John F. Kennedys Begräbnis im Jahr 1963 – Jacqueline Kennedy beugt sich vor, um ihrem dreijährigen Sohn etwas ins Ohr zu flüstern, der am Sarg seines Vaters salutiert hat. Einige Jahre vor diesem Ereignis hatte in dieser Kirche die Begräbnisfeier für eine ganz andere Figur stattgefunden, für den demagogischen Senator Joseph McCarthy, den Maestro von Furcht und Misstrauen. Von meinem Büro aus sah ich, wie die Kirche die Jahreszeiten durchlief, in grelles Sonnenlicht getaucht und mit Schnee bedeckt wurde. In meinen Augen standen die beiden Begräbnisse sinnbildlich für das Potenzial Washingtons, die amerikanische Gesellschaft aufzurichten oder auseinanderzureißen.

Als ich im Jahr 2003 ins Ausland gegangen war, waren CNN und Fox News Konkurrenten mit vergleichbaren Einschalt-